

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 218.

Montag, 19. September

1927.

(17. Fortsetzung.)

Das grüne Monotel.

Roman von Guido Kreuter.

(Nachdruck verboten.)

VIII.

Eigentlich besah Hosea Bruce, der Präsident des „United Oil Trusts“, nicht die mindeste Ähnlichkeit mit jenem abgegriffenen Klischeebilde, das die Öffentlichkeit sich von einem der Dollarmillionäre Wallstreets macht. Kein schlohweißes Haupthaar, kein betont puritanisch schlichter Gehrock, keine eingekniffene, von häßlicher Geiernase überschatteten Lippen.

Eher schon erinnerte er — mit seinem, den Krügen überwulstenden Stiernaden, seinen riesigen Schultern, seinen tellerförmigen, kaum gepflegten Händen und dem vor springenden Unterkiefer, der die einzelnen Worte zwischen eisenfesten Zähnen förmlich zermahlte — an einen früheren Schwergewichtsbözer, Champion of the world, brutalen fighter, der jeden Gegner mit schmerzterndem Kinnhaken „für die Zeit“ zu Boden gebracht und es nie nötig gehabt hatte, über die Distanz zu gehen.

Dies ungefähr war der erste Eindruck, den seine herausfordernd massige Körperlichkeit erweckte: elementare, von keinem Intellekt degenerierte Urkraft.

Allerdings nur solange, bis er den Mund öffnete. Dann bewiesen schon die ersten Worte, daß Hosea Bruce seine Dollarmilliarden weiß Gott nicht im Schlaf und nicht mit den Vier- und Fingerringen zusammengeholt hatte, sondern mit dem, was hinter seiner Stirn arbeitete.

Gab es „drüben“ in den Staaten — von New York bis Frisco und vom kanadischen Kupferfluß bis Feuerland — einen Mann, der jemals mehr Existenzen vernichtet, mehr Menschen in die nackte Verzweiflung getrieben, mehr bescheiden sich selbst genügendes Glück zerstört, mehr Tränen gesät und raschgerigete Flüche geerntet hatte, als den Präsidenten des „United Oil Trusts“?

Es focht ihn nicht an. Das wehleidige Gewinnsel und heisere Gefläß derer, die mit zerschrittenen Fesseln an seinem Wege liegen blieben, hörte er gar nicht. Lasset die Toten ihre Toten begraben! Vorwärts, nur immer vorwärts! Zurückschauen schafft Unsicherheit. Nerven gleich Stahltrößen klingen nicht an wie die Saiten einer Kolsharfe. Mitleid ist Luxus. Er konnte sich solchen Luxus nicht leisten. Dazu war er nicht mehr jung und nicht mehr arm genug. Alter und Reichtum verpflichten und treiben wie mit Sekspettschen vorwärts. Er mußte arbeiten — arbeiten — jede Stunde nützen. Trotz Boronoff und Steinach blieb die Zeit tückisch und erbarmungslos. Jede Stunde riß einen neuen Stützballen aus dem Gefüge seines Lebens. Heute ein Schiziger — in zehn, in zwanzig Jahren ein erledigter Tapergreis, über den die Jugend höhnisch und wegstürmen würde. Noch aber war's nicht so weit, daß der Begriff des Namens Hosea Bruce — je nachdem — zu einem Ammenmärchen und Kinderfahnen geworden wäre, oder zu einem stummen Säulenheiligen im Pantheon der wirtschaftlichen Entwicklung Amerikas. Noch nicht! Noch stand er auf der Kommandobrücke, lenkte den Lauf seines Schiffes und griff, falls nötig, selbst noch mit nerviger Hand ins Steuer, wenn brüllende Wogenbrandung es den anderen entreißen wollte

— den anderen, seinen „Mitarbeitern“, seinen Kreaturen, seinen Lakaien, seinen Heloten, die nur von der Gnade seines Geistes und seines Willens lebten; die sich scheu hinter seinem riesigen Schatten verkrochen, wenn die gequälte Masse der Entrechteten und Ausge-laugten wieder einmal häßlich aufröchelte, weil seine gepanzerte Faust ihnen die Kehle droffelte.

Keinen Blick nach rückwärts — arbeiten, schaffen, den Weg gehen, den er als Schicksalsbestimmung und meinetwegen als Gottesgeißel in sich trug.

Ein Ziel schwebte ihm vor — phantasmagorisch lodend, leuchtend, gigantisch:

Nicht mehr Präsident des „United Oil Trust of America“, sondern Herr des „United Oil Trusts of the world“! Diktator über das Vorkommen der ganzen Welt, über die gesamten Ölproduktionen des Erdballs!

Jrgendwo in der Zukunft dämmerte die Verwirklichung dieses Traumes auf. Jahre noch würde er brauchen, Hekatomben von Menschen noch opfern müssen, die Flut von Tränen um sich her vielleicht bis zu seinen Schultern steigen sehen.

Doch was tat's?!

Wirklich — was tat's?!

Jeder der dreißig heimlichen Herrscher des Erdballs hatte doch sein ganz eigenes persönliches Ziel.

Dasjenige Hosea Bruce's war nicht das geringste unter ihnen.

Und er würde es schaffen!

Vor drei Tagen erst war er aus New York gekommen und in Southampton gelandet. Hatte vorgestern in London, gestern in Paris Verhandlungen gepflogen. Zu heute war die Brüsseler Konferenz angelegt. Kurz mußte sie sein. Ein, zwei Stunden dieses Nachmittags. Denn den Abend wollte er mit seinen Sekretären arbeiten und morgen schon bei Sonnenaufgang starten. In seinem eigenen, mit raffiniertem Komfort ausgestatteten Privatflugzeug. Seit Jahresfrist besah er es. Ständig lag es in Southampton für ihn bereit zu einem seiner häufigen geschäftlichen Europatrips. So hatte er sich von den öffentlichen Verkehrsverbindungen unabhängig gemacht.

Ja — ein, zwei Stunden. Limited! Nicht mehr! Aber sie würden genügen.

Mit dieser Überzeugung hatte er in der Halle des Palace-Hotels den Fürsten Uwaroff begrüßt und einen in seiner Gesellschaft befindlichen langen dünnen Herrn als „Mister Sherwood, mein Mitarbeiter“, vorgestellt.

Das kleine Konferenzzimmer, mit den schallichten Wänden war bereit.

Man schloß die Tür und nahm in lederbezogenen hohen Lehnstühlen um den glatt polierten Tisch Platz.

Die Aktentasche, die Mr. Sherwood unter dem Arm getragen, legte er, vorerst noch geschlossen, auf den Platz seines Chefs und lehnte sich dann stumm in seinen Stuhl zurück — als schaffe er vom ersten Moment an den Abstand des Handlangers, auf den es hier nicht ankam.

„Durchlaucht“, begann Hosea Bruce mit der unge-

wöhnlich. kalten Sicherheit eines Mannes, der seit langem gewohnt ist, daß man seinem Worte mit höchster Aufmerksamkeit lauscht, „ich vermute ohne weiteres, daß Ihre Zeit noch kostbarer ist als die meinige. So nehme ich mir die Freiheit, an die Klarstellung des Problems, das uns hier zusammenführt, nur die unbedingt notwendigsten Worte zu wenden:

Die einzigen, bisher noch nicht der freien Wirtschaft zugänglichen Vorkommen Europas besitzt Ihr Vaterland, das Sie jedoch nicht selbst auszubeuten, sondern einem entsprechend kapitalkräftigen, fremdländischen Konzern auf die Dauer von vorerst neunundneunzig Jahren zu verpachten gedenkt. Mit der Durchführung dieser Verhandlung hat die Republik Georgien nicht einen besonderen Experten, sondern ihren Berliner Geschäftsträger betraut. Also Sie selbst, Durchlaucht.“

Der vornehme Herr ihm gegenüber neigte bestätigend den Kopf:

Hofea Bruce fuhr fort:

„Vor etwa vier Monaten — genau fixiert: am 27. Mai — eröffneten Sie die Verhandlungen. Aus Gründen, die sich meiner Beurteilung entziehen und selbstverständlich auch meiner Kritik nicht unterliegen, hatte die Regierung in Tiflis davon Abstand genommen, einen freien Wettbewerb auszuschreiben und auf diese Weise erst einmal das Höchstgebot der verschiedenen in Betracht kommenden Interessengruppen festzustellen. Vielmehr handelten Sie, Durchlaucht, unbedingt auf strikte Tifliser Anweisung, als Sie Ihre Verhandlungen ausschließlich auf Deutschland und dessen Reichswirtschaftsministerium konzentrierten. Letzteres gab die Sache bald an die Osteuropa-Abteilung IV des Auswärtigen Amtes ab und designierte von sich aus mit Genehmigung des Reichskabinetts als Sonderdezernenten den ehemaligen Chef der Reichskanzlei und gegenwärtigen Staats-Wirtschaftskommissar Exzellenz Dr. Heinsius Ihnen gegenüber als Beauftragten und Verhandlungspartner.“

„Mister Bruce“, schaltete der Diplomat ein, „ich stelle fest, daß Sie vollständig informiert sind. Da die Materie als streng geheim behandelt wird, versetzt mich Ihr Wissen naturgemäß in Erstaunen. Werden Sie sich entschließen, mir die Quellen zu nennen, aus denen Sie schöpfen?“

Der Yankee parierte müheles:

„Ich hätte nicht die mindesten Bedenken, sofern ich mir von solcher Mitteilung eine Förderung unserer Verhandlungen versprache. Da das jedoch nicht der Fall ist, darf ich es als belanglos beiseite lassen, ohne Ihnen Unmut befürchten zu müssen. Schließlich handelt es sich ja auch nur um das Ja oder Nein abstrakter Tatsachen. Soeben bestätigten Sie mir selbst, daß die bisher von mir angeführten, zuträfen. Auch die folgenden dürften stichhaltig sein:

„Die Arbeit des Auswärtigen Amtes wie Ihre wiederholten Besprechungen mit dem Unterstaatssekretär Dr. Heinsius führten vor vier Tagen zu einem gewissen Abschluß. Die sehr kapitalstarke Berliner Bankengruppe, die mit prominenten Persönlichkeiten der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie durchsetzt ist und hinter der als Girant und Rückversicherung das Deutsche Reich steht, machte Ihnen ein bindendes Angebot. Danach erhält der deutsche Konzern das Ausbeutungsmonopol der georgischen Ölquellen auf die vorhin erwähnte Dauer von neunundneunzig Jahren, leistet . . .“ er unterbrach sich und griff nach Papierblock und Bleistift, die längst neben ihm lagen. „Man darf keine Vorsicht außer acht lassen. Trotz der Schalldeckel dieser Zimmerwände könnte in irgendeinem unsichtbaren Winkel ein Lautsprecher eingebaut sein, der jedes meiner Worte in einem anderen Zimmer wiedergibt. Deshalb werde ich die entsprechenden Zahlen auf diesen Block schreiben. — Ja, also die deutsche Interessengruppe leistet erstens bei gegenseitiger Unterzeichnung des Pachtvertrages eine als a fonds perdu gebene und nicht rückzahlungspflichtige Summe von — bittel“, der erste Zettel glitt über den Tisch, „ferner pro Nutzungsjahr eine Pauschale von —“, der zweite Zettel folgte, „die Pauschale staffelt sich progressiv von fünf zu fünf Jahren und im prozentualen

Verhältnis zur Errichtung neuer Bohrtürme nach folgender Formel: —“, der dritte Zettel. „Auf jede Tonne gefördert und über die georgische Grenze rollenden Erdöls ist Ihre Regierung überdies noch berechtigt, folgende Zollquote zu legen: —“, den drei Zetteln gefolgte sich der letzte. „Als ohne Interesse für mich und nur der Vollständigkeit halber erwähne ich noch, daß in automatischem Zusammenhang mit diesen Verhandlungen parallele zwischen den Regierungen von Tiflis und Berlin hinsichtlich eines Meistbegünstigungsvertrags laufen.“ (Fortsetzung folgt.)

September.

„Ich'n ins Land die kühlen Frühlingsstage,
Da Wolken lacht das Himmelblau durchstreifen
Und zwischen trunken-sonnerlattem Reifen
Und erster Welke schwannt des Jahres Wage.

Die Wiesen steh'n von Grün noch überzogen,
Doch starren kahl die Äder nach der Mahd,
Indes, erdbraun bereit der Winterfaat,
Der Pflug schon neue Furchen aufgebogen.

Bereinzelt flakt ein Rostrot über Stämmen,
Die noch den Blätterkranz des Sommers tragen,
Und wie von dünnem Nebelhauch beschlagen,
Verblaßt der Glanz auf fernen Hügelstämmen.

Der Mittag aber schenkt ein warmes Leuchten
Und zündet rings im Laubwerk bunte Brände,
Bis abendlich Tauverlen das Gelände
Im Sonnenabschied wie mit Tränen feuchten.

Heinrich Heis.

Die Perlenkette der Mrs. Blyth.

Von Karl Ferdinand Rudolph.

Li liegt im kleinen Damenzimmer auf grünem Samtissen. Verdrossen blüht er auf sein Brauchen. Sonst um diese Nachmittagszeit schmiegt er sein weißes Seidenfell in ihren Schoß. Oder sitzt an ihrer Seite, wenn sie im schnellen Förd ihre Spazierfahrt durch den Hydepark macht. Oder wird beim Fünfuhrtee im Damenklub von schönen Frauen umschmeichelt. Aber seit sechs Tagen, seit Maud Bloth mit ihm von ihrer Amerikareise zurückgekehrt ist, ist alles auf den Kopf gestellt. Sonst der Mittelpunkt im Hause, um den sich alles dreht, hat jetzt niemand mehr Zeit für Li. Und warum? Weil die kostbare Perlenkette der Mrs. Bloth seit sechs Tagen verschwunden ist. Als sie in Lis Gegenwart ihr silbernes Schmuckkästchen öffnete, lagen in demselben statt der kostbaren Perlen eine wertlose Glasperlenkette und ein Stück Papier mit unleserlichen Runen beschrieben.

Selbst der kalte ruhige Großkaufmann Bloth ist nervös. Alle Bemühungen der Londoner Polizei, das Verschwinden des wertvollen Schmuckes aufzuklären, sind resultatlos verlaufen. Fest steht nur, daß Mrs. Bloth bei der Abfahrt von New York ihre Schmuckkassette dem Tresor des Schiffes übergeben, daß den Tresorschlüssel nur der Kapitän und Mrs. Bloth hatten, und daß trotzdem das Perlenkettchen verschwunden ist. — — — John Bloth steht vor seiner jungen Frau. — Nervös tritt sein Fuß den Perserteppich. „Also bitte, Maud, was soll ich nun wieder?“

Um ihre schmalen Lippen zuckt es. „Nimm Rücksicht auf meine Nerven!“ Und aus dem kleinen goldenen Flakon besprenkt sie ihren Büßkopf und ihre Schläfen mit kölnisch-Wasser.

„Als ob ich das nicht schon seit sechs Tagen täte! Und ich hätte doch wirklich Grund, meine Ruhe zu verlieren. Aber alle deine Launen ertrage ich geduldig.“

„Launen?! —“ In ihren großen blauen Augen wetterleuchtet es.

„Warum gibst du mir nicht genaue Auskunft über jenen Mr. Bothe? Warum wollte er bei der Juwelenschau in New York gerade deinem Schmuck den ersten Preis zuerkennen?“

„Du — hältst — ihn — doch — nicht — für — den Dieb?“

Mr. Bloth schweigt.

„Bothe ist ein Gentleman!“ In ihren Augen schimmert es feucht.

Er blüht sie besorgt an. Wie bleich sie aussieht. Wie sie sich um den Schmuck grämt, den er ihr zu ihrem letzten Geburtstag schenkte. Damals war sie nur die Frau des Getreidehändlers en gros John Bloth. Heute ist sie eine

Frau, von der alle Welt spricht, — und trotz allen Argers ist er stolz auf sie.

Ein feiner Eau de Cologne-Strahl macht seinem Nachdenken ein Ende. „Also Hauptpostamt, Chiffre Achmet — John!“

„Ja, mein Liebling, ich werde sofort —. Aber willst du mir nicht den Brief des geheimnisvollen Absenders geben? Die Polizei könnte vielleicht —!“

Sie betrachtet noch einmal prüfend den Brief. Er ist mit der Schreibmaschine geschrieben.

„Finde ich diesen Achmet, kann er sich freuen.“ Er nimmt das Schreiben und geht.

Maud tritt ans Fenster. Sie trocknet mit dem Taschentuch die Augen. Als er mit seinem Auto abfährt, winkt sie ihm zu. — Sie zündet sich eine Zigarette an, setzt sich in die Ecke des gelbeiden Sofas und bläst Ringe in die Luft.

Li beobachtet sie. Ob er jetzt wohl seinen Lieblingsplatz auf ihrem Schoß einnehmen kann? Aber leise knurrend verzichtet er.

Maud nimmt die Zeitung mit der Notiz, welche seit sechs Tagen Li und die Ruhe des Bloth'schen Hauses stört. Halbblau liest sie:

„Die herrliche Perlenkette der Londoner Kaufmannsgattin Mrs. Bloth ist, wie bereits kurz berichtet wurde, vor einiger Zeit unter rätselhaften Umständen verschwunden. Die Engländerin befand sich auf einem Dampfer, der sie aus Kanada nach London zurückführen sollte. Ihr Koffer, ein Erbstück, dessen Wert auf zehntausend englische Pfund geschätzt wird, hielt sie in einer kleinen Stahlkassette verpackt, die sie zur Aufbewahrung dem Schiffskapitän übergab. Die Kassette wurde — wie die Wertpapiere anderer Passagiere — während der Überfahrt in einer Panzertasche aufbewahrt.“

Nach der Ankunft in London erhielt Mrs. Bloth die Kassette zurück, die sie jedoch erst drei Tage später öffnete. Ihr Schrecken war unbeschreiblich, als einige wertlose Glasperlen, weiter ein Stück Papier, auf dem mit Bleistift unleserliche Runen geschrieben waren, zum Vorschein kamen. Das herrliche Kollier war spurlos verschwunden.“

Sie lehnt im Sofa zurück und sieht sich im Zimmer um. Überall Zeitungen, auf dem kleinen Damenschreibtisch, dem Kamin, dem Rauchtisch, dem breiten Diwan. Zeitungen aus aller Welt. — „Die Perlenkette der Mrs. Bloth.“ — „Ein Detektivroman aus der Wirklichkeit.“ — „Der Millionendiebstahl aus der Panzertasche der Refugion.“ — „Perlen im Wert von 10 000 engl. Pfund spurlos verschwunden.“ — „Wer ist Achmet?“ — „Wer ist der geheimnisvolle Dieb?“ — „Ist Achmet der geheimnisvolle Briefschreiber?“ — „Die Londoner Polizei vor einem Rätsel?“ — „Eine Preisaufgabe für die Meisterdetektive!“

Das Telefon schrillt! Sie hört die Stimme ihres Mannes.

„Maud.“

„Sie unterbricht ihn. — „Hast du den Brief?“ „Nein.“

„Um Gottes Willen! Liegt er nicht mehr auf der Post? Hat ihn jemand abgeholt?“ Sie bricht in Tränen aus.

„Beruhige dich. Ich bin hier auf dem Amt für unbestellbare Postsendungen. Weil der Brief von uns noch nicht abgeholt wurde, hat man ihn hierher überwiesen.“

„Und er enthält meine Perlen?“

„Das weiß ich noch nicht. Der Brief ist versiegelt. Aber ich glaube, wir kennen jetzt den Dieb.“

„Nein!“ Der Hörer in ihrer Hand zittert. „Wie willst du —“

Die Verbindung wird unterbrochen — — —

Der Diener tritt ein und überreicht eine Visitenkarte: „Ich komme im Auftrag von Mr. Bloth — James Bloth.“

„James Bloth — im Auftrag meines Mannes?“

„Guten Tag, Mrs. Bloth“ — Bloth folgt dem Diener.

„Sie?“

„Mich haben Sie nicht erwartet, gnädige Frau?“

Sie zeigt auf die Visitenkarte, die ihre Hand nervös zerrührt. — — — „Und — mein — Mann — schickt Sie?“

„Ja.“

„Und — John?“

„Mr. Bloth teilt soeben den Londoner Zeitungen die neueste Wendung in der geheimnisvollen Affäre der Perlenkette der Mrs. Bloth mit.“

„Dah — die — Perlen — wiedergefunden — sind?“

„Das natürlich noch nicht. Mr. Bloth telephoniert nur, daß wir hoffen, endlich Achmet, den geheimnisvollen Briefschreiber, gefunden zu haben.“

„Achmet —?“

„Ja — Achmet.“ Er legt ein versiegeltes Kuvert auf den Tisch. „Ob Achmet hier die Perlen der Mrs. Bloth zurückschickt, können wir noch nicht wissen, das Kuvert kann ja auch etwas anderes enthalten!“ — — —

Hastig greift sie nach dem Brief. „Das — wäre — ja — entsetzlich!“

„Dah ich“, und er öffnet das Kuvert. — Die gestohlene Perlenkette fällt heraus und ein kleines Zettelchen mit dem Namen „Achmet“.

Sie bricht in Schluchzen aus. „Wenn Sie wüßten, Mr. Bloth, wie glücklich Sie mich machen.“ — — —

Er blinzelt sie lächelnd an. — — —

Ihre Hände spielen nervös mit den Perlen. „Aber — wenn das hier nur eine Imitation —?“

„Ich glaube doch, daß es die echten sind.“ Er beugt sich über den Tisch. „Es sind bestimmt die echten Perlen, Mrs. Bloth.“ — — — Und übrigens brauchen Sie ja nur — — — Achmet zu fragen.“

Die Perlen in ihrer Hand klirren leise. — „Achmet?“

„Glauben Sie nicht, daß Achmet mir recht gibt, gnädige Frau?“

Sie legt nervös den Schmutz auf den Tisch. „Wie kann ich wissen, was Achmet sagt?“

„Kennen Sie ihn denn nicht?“

Sie lacht gezwungen. — — — „Ja — Achmet?“

„Nun — — — Achmet — ist — doch — — — Mrs. Bloth!“

Sie springt empört auf. „Mr. Bloth, wie können Sie —?“

„Als Detektiv — gnädige Frau!“

„Sie — sind —? Und das hätten Sie mir in New York nicht gesagt?“

„Erstens fragten Sie mich nicht danach, und zweitens reiste ich damals als Privatmann!“

„Und Sie haben es gewagt, mir in New York — — — Ihre kleinen Hände ballen sich zu Fäusten.“

„Dah ein Detektiv, der zu seinem Vergnügen reist, nicht einer charmanten Dame den Hof machen?“

„Ich werde meinem Manne sagen — — —“

„Was —, gnädige Frau? Daß die entsetzende Mrs. Bloth, der ihr Gemahl alle Wünsche erfüllt, auch den Ehrgeiz hatte, zum Mittelpunkt einer Sensation zu werden?“

Er zeigt auf die Zeitungen. „Nun kann Ihr Ehrgeiz doch auch in dieser Beziehung zufriedengestellt sein.“

„Und deshalb haben Sie —?“

„Ihr Fall interessierte mich. Als ich in unseren Londoner Zeitungen von dem Diebstahl las, sagte ich mir — langweilig wird die Sache sicher nicht sein, bei der Sie beteiligt sind. — Dann las ich von dem geheimnisvollen Zettel, der sich mit „Achmet“ beschrieben in Ihrer Schmutzkassette vorfand. Dabei fiel mir ein, daß ich Sie auf der Überfahrt täglich lesen gesehen. Ich verschaffte mir also die neuesten Sensationsromane. Ich sagte mir, nur die können Ihr Interesse finden. Tag und Nacht las ich. Gnädige Frau, Sie glauben gar nicht, was ein Detektiv alles lesen muß, wenn er auf die Fährte gesetzt wird. Wie ein Spürhund ist er dann. — Und richtig, — ich fand in dem aller-allerneuesten Sensationsroman genau die Handlung, mit der Sie nun seit acht Tagen alle Welt zu beschäftigen wissen. Selbst „Achmet“, den Namen des Zettelschreibers, fand ich.“

„Und jetzt — werden — Sie —!“ Mit ängstlich bittenden Augen sieht sie ihn an.

„Wenn Sie mir ehrlich zugeben, daß Sie alle Welt seit acht Tagen an der Nase herumgeführt haben, dann —“

„Wird alle Welt über mich lachen —“

„Nein, denn ich werde ihr nichts von unserem Geheimnis sagen. Aller Welt gönne ich den Reinfall. Warum ist sie stets auf der Suche nach Sensationen!“

Sie schlägt die Augen nieder. Um ihre Lippen aber zuckt es schelmisch.

Li benutzt die Stille. Er verläßt sein grünes Samtkissen und springt auf sein liebtes Ruhelager, den Schoß seiner schönen Herrin. Sie birgt ihr Gesicht in Lis seidenweiches Fell. — „Ja, Li — — dein Frauchen war —“. Aber Li läßt sie nicht austreden. Er legt seinen weißen, zottigen Kopf auf die Tischkante und bestet Bloth wütend an.

Bloth lacht. „Gnädige Frau, Li paßt in die heutige Zeit. Auch ihm ist die Wahrheit unbequem. Und deshalb schimpft er auf mich, weil ich seinem Frauchen die Wahrheit sagte über „Die Perlenkette der Mrs. Bloth“.“

Der Landweg.

Von Hans Erich Kühle.

Nichts geht über die Gemütlichkeit, sagte der alte Landweg, da sprang er sommervergnügt um einen breiten Schlehdornbusch herum, als wenn er mit ihm tanzen wollte und ließ dann, sich schüttelnd vor Lachen, immer in Schlangenlinien einen hohen Gang hinab, bis er sich unten an einem kleinen Feldbach im kühlen Schatten uralter Pappeln niederließ, um sich ein Weilchen zu verschmausen.

Handwritten text at the bottom of the page, likely a library or archival stamp, is partially legible and appears to read: "BIBLIOTHECA MUSEI HISTORICO-NATURALIS MUSEI HISTORICO-NATURALIS MUSEI HISTORICO-NATURALIS".